

Unterhaltungs-Blatt,

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung Nr. 82.

Dienstag, den 15. Oktober 1822.

Die weiße Rose.

(Fortsetzung.)

„Vater!“ entgegnete der Knabe, „wenn meine Flinte mir nicht versagte, so kamt Ihr wohl gar nicht zum Schuß. Ja, seht nur Mutter, wir waren oben gewesen auf dem langen Berge, der Vater hatte Holz angeschlagen, und als wir jetzt nach Hause gehen, da finden wir — —“

„Im schwarzen Grunde bei der großen Buche,“ fiel der Oberförster ein.

„Ja, im schwarzen Grunde bei der großen Buche, da finden wir drei Wilddiebe, wie wir dachten; sie hatten zerlumpfte Kittel an, und die Gesichter geschwärzt. Wir gingen auf sie zu, der Vater rief sie an. Da schrie der eine: Ha bist Du's, auf Dich hab' ich gewartet! sprang nach seiner Büchse, die am Baume lehnte und schoß nach uns. Ich war nicht faul: wie Du mir, so ich Dir! dachte ich, nahm den Kerl auf's Korn, und drückte los. Die Flinte versagte. Indem aber schoß auch schon der zweite; ich hörte die Kugel wohl zwischen uns durchpfeifen. Schieß den Hund doch nieder, schrie darauf der erste dem dritten zu, und da dieser zauderte, riß er ihm das Gewehr aus der Hand, und schlug wieder auf den Vater an. Der Vater aber war schneller als er: die Büchse an den Kopf, und Knall und Fall, das war nur eins!“

„Sei uns gnädig und barmherzig!“ schrie Ruhme
Linel.

„Mir kam ein Grausen an,“ fuhr der Oberförster
fort, da ich ihn fallen sah. Ich wandte mich schnell ab,
und wie mit Ruthen jagte michs von dannen; den jetzt
erst kam mir eine Ahnung, wer es wohl seyn könnte.“

Seine Frau hob die Hände zum Himmel auf und rief:
„Gott sey gelobt! So hat ers an Dich gebracht, und Du
bist unschuldig vor Menschen und vor Gott!“

„Ja vor Gott ist ers,“ sprach Conrad, der eben
jetzt wieder ins Zimmer getreten war — „ein anderer hätte
wahrlich nicht so zweimal auf sich schießen lassen — aber
vor Menschen wird ers schwerlich seyn. Der Streit mit dem
Junker neulich auf dem Jahrmarkt bricht ihm den Hals.
Man wird nun doch glauben, daß er es aus Rache gethan.“

Der Oberförster sprang auf, und ging mit großen
Schritten die Stube entlang.

„Aber die beiden Andern,“ rief Frau Anna, „die
werden's doch bezeugen — —“

„Das werden sie nicht!“ fiel Conrad ein. „Ich
weiß wer sie waren. Es war der Offizier, der jetzt mit
dem Junker zum Besuch gekommen ist, und sein Bedienter.
Den Offizier hat unser Herr bei dem Streite neulich, da
er sich drein mischte, wohl auch nicht geschonet, und der
Bediente ist niemand anders, als der Jäger Ludolf, der
voriges Jahr bei uns im Dienst stand, und den der Herr
fortjagte, um seiner Liederlichkeit willen. Der hat sich hoch
verschworen, daß er's ihm gedenken wollte; und jetzt läßt
sich der schlechte Mensch die Gelegenheit wohl nicht entges-
hen. Drum ist mein Rath, Herr Oberförster, Ihr müßt

fort, und jetzt gleich; denn sie werden bald zur Stelle seyn, um Euch zu holen.“

Gegen diesen Rath aber erklärte sich Wolfgang jetzt heftig, und bestand darauf, zu bleiben und sein Schicksal zu erwarten. Die Flucht würde ihn nur erst der Schuld verdächtig machen. „Mein eigenes Blut,“ rief er, „wollt' ich jetzt mit Freuden darum geben, wär' es nicht geschehen. Ach! ich habe wohl keine ruhige Stunde mehr. Immer, immer werd' ich den Knall hören, und werd' ihn fallen sehn! Aber wer an meiner Stelle hätt' es nicht auch gethan? Das darf ich fragen. Ich bin ein Mensch, und meine Richter sind auch Menschen. Nein, ich bleibe!“

Conrad aber meinte, eben darum, weil seine Richter auch Menschen wären, müsse er fort. Er gab ihm zu bedenken, daß der Erschossene preussischer Offizier gewesen, sein Vater aber ein vornehmer, und bei der neuen Regierung viel geltender Mann sey; er führte ihm den Unterschied der Religion an, und wie er selbst mit Grund oder Ungrund doch wohl immer noch für einen Anhänger der alten Herrschaft gelten möge, und zeigte ihm, wie beides bei der Beurtheilung seiner That gar sehr in Anschlag kommen werde. Jetzt trat auch seine Frau auf Conrads Seite, und sein Entschluß fing an zu wanken.

„Und wenn ich mir denke,“ sprach Conrad endlich, „wie Ihr gewohnt seyd, von Jugend an in Gottes freier Luft zu leben, und mit den Bergen draußen zu verkehren, als mit Euren alten Freunden, und wie einem ehrlichen Jägerblut der frische Waldduft und Vogelgesang eben so gut zur Leibes- und Seelen-Nahrung gehören, als Essen und Trinken und Orgelklang am Sonntag, und ich sehe Euch

nun so vor mir sitzen im Armensünderstübchen, Monate lang, ja, wenn's schlecht geht, Jahrelang, oder wohl gar bis an Euer Ende, und das schmale Gitterfensterlein mißt Euch Gottes Luft und Sonne so schlecht und spärlich zu, wie ein geiziger Armenfogt, den Bettlern die Spitalsuppe, und Euer Leben verkümmert nun zwischen den feuchten finstern Mauern, wie ein angeschossenes Wild, und Ihr dürft niemals wieder die treue Büchse über die Schulter hängen und hinaus ziehn und singen:

Frisch auf in den grünen Wald hinein!

Herr, wenn ich mir das denke — nein, zum Teufel, ich mag mir's gar nicht denken! Das bricht mir das Herz!"

Er wandte sich unwillig ab, und große Thränen rollten ihm über die braunen, faltigen Wangen. Der Oberförster reichte ihm die Hand, warf dann einen Blick nach den stattlichen Gewehren, die in langer Reihe an der Wand hingen, und sagte: „Ja, Conrad, ich glaube Du hast Recht. Ich trüge es nicht lange. Und doch gern möcht' ich noch leben um dieser Willen!" Er zog Mutter und Kinder an seine Brust.

„Ihr könnt ja schreiben," sprach Conrad, „von drüben, wenn Ihr in Sicherheit seyd, und Euch vertheidigen. Und morgen geh' ich zu Eurem alten Freunde, dem Advokat Hübner, in die Stadt. Der wird Euch schon vertreten."

Da richtete sich Wolfgang in die Höhe, und sagte: „Wohlan, ich gehe! Gott gebe, daß ich wiederkommen darf." — Sein Sohn sollte ihn begleiten, Elisabeth schlang die Arme um seinen Hals, und flüsterte ihm die Bitte ins Ohr, sie mitzunehmen. Doch, als er ihr vor-

stellte, daß sie, zart und der Mühseligkeit ungewohnt, wie sie sey, ihm leicht hinderlich werden könnte, und daß die Mutter ohne sie ja dann ganz verlassen bliebe, stand sie traurig davon ab. „Ach, und wie bitter es ist,“ setzte er mit leiser Stimme hinzu, so ganz allein und verlassen seyn; das mag der arme alte Vater drüben jetzt wohl fühlen! Er war immer so freundlich gegen mich! jetzt wird er mich doch immer seines Sohnes Mörder nennen, wenn auch das Recht mich frei spricht!“

Still weinend packte die Mutter Wäsche, Kleider und Geld zusammen. Christine half. Elisabeth aber saß bleich und stumm, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, und starrte vor sich hin. Doch, als der Vater jetzt nach Hut und Büchse griff, sprang sie empor. Alle begleiteten ihn bis auf den Hügel vor dem Hause, über den der Weg nach Böhmen führte. Hier reichte er schweigend jedem noch einmal die Hand; als er aber zuletzt an seine Tochter kam, da brach ihm das Herz; er umfaßte und küßte sie, und weinte laut. „Es ist die höchste Zeit!“ sagte Conrad jetzt. „Mir dünkt, ich höre Stimmen durch den Wald. Nacht fort!“ Da riß er sich los, und schritt mit seinem Sohn den Hügel schnell hinab. „Vergiß Dein armes Herzenstösel nicht!“ rief ihm Elisabeth noch mit matter Stimme nach, und in dumpfem Schweigen führte die Mutter das halb ohnmächtige Mädchen ins Haus zurück.

Sechs lange, bange Monate waren jetzt beinahe seit jenem traurigen Abend vergangen. Die Untersuchung gegen den Abwesenden war indeß fortgeführt worden, und sein Prozeß drohte, trotz der redlichen Verwendung seines

alten Freundes, des Advokaten Hübner, mit dem schlimmsten Ausgange. Die Ursachen davon hatte Conrad größtentheils richtig vorausgesagt; die Flucht des Oberförsters kam noch hinzu, und gab jeder Unschuldigung größeres Gewicht. Seine Stelle war indeß anderweitig besetzt worden. Frau Anne hatte mit ihrer Tochter weichen müssen, und war nach dem benachbarten kleinen Städtchen gezogen. Christine wollte sie nicht verlassen, und auch der alte Conrad, war bei ihr geblieben zum Schutz und Trutz, wie er sagte.

Hier lebten sie nun still und eingezogen von ihrer Hände Arbeit; denn auf des Oberförsters Habe war von Gerichtswegen Beschlag gelegt worden, und sie hätten sich wohl oft kümmerlich behelfen müssen, wenn ihnen nicht einigemal, zu ihrer Verwunderung, von unbekannter Hand eine bedeutende Unterstützung zugekommen wäre. Conrad hegte darüber seine eigenen Gedanken, die er jedoch nicht mittheilen wollte; nur einst, als wieder die Rede darauf fiel, sagte er mit großer Rührung den Vers aus einem alten Liede her:

„Vergehen, Mensch, ist dir Gebot,
Vergelten Gottes Sache,
Dem Feinde wohlthun in der Noth,
Das ist des Christen Rache.“

(Die Fortsetzung folgt.)

B e r o n a.

Diese Stadt in Ober-Italien — ehemahls den Venezianern, jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreiche

gehörig, und der Hauptort einer Provinz gleichen Namens — ist eine alte, große und weitläufige Stadt. Sie liegt an der Etsch, welche die Stadt in den südlichen und nördlichen Theil trennt, die durch vier Brücken mit einander verbunden sind. Sie gewährt, in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Ebene, besonders, wenn man aus den Tyroler Gebirgen in dieselbe kommt, einen reizenden Anblick. Die Stadt ist mit Mauern und Wällen umgeben, und wurde sonst auch durch die drei Kastelle, St. Felix, St. Pietro und Castello Vecchio, beschützt; die aber jetzt ihre militärische Wichtigkeit verloren haben. Sie hat zwei Meilen im Umfange, verschiedene große freie Plätze, darunter die Piazza del Signori mit dem Rathhause und den Statuen ausgezeichneten Bürger von Verona. Es befinden sich daselbst 9000 Häuser, theils sehr ansehnlich, theils von alter Bauart; größtentheils enge, krumme Straßen und 60,000 Einwohner. Man zählt 14 Pfarren und 79 andere Kirchen und eine Kathedrale. Viele von diesen Kirchen sind mit schönen Gemälden geschmückt. Ausgestattet mit vielen Seiden-, Wollen- und Ledersfabriken, wird von hier aus der Handel zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz getrieben. Sie besitzt sehr viele Überreste römischer Alterthümer, und hat besonders einen großen Reichthum an alten Bildhauerwerken. Sehenswerth ist die berühmte Maffeische Sammlung von Alterthümern, das alte römische Amphitheater, das mehr als 22000 Menschen fassen konnte. Überdies ist sie die Vaterstadt des Catull, Cornelius Nepos, des ältern Plinius, des Vitruvius, Scaliger, Scipio, Maffei u. a.; daher die Mutter und Pflegerin berühmter Gelehrten und Künstler. Im 13.

14. Jahrhundert beherrschte die Familie der Scaliger die Stadt, welche ihr von den Venezianern entrisen wurde. —

Züge aus dem Leben Friedrichs des II., Königs von Preußen.

Ein auffallendes Beispiel von Gelindigkeit und königlicher Herrschaft über sich selbst gab Friedrich, als er zum erstenmale seine bekannte Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben hatte. Die ganz vollendete, aber noch nicht abgeschriebene Handschrift dieser Geschichte lag auf einem Tische, über welchem ein Kronleuchter hing. Durch den Fehler eines Pagen fiel ein Funke von demselben auf die Handschrift, und brannte sie zu Asche. Der Page warf sich vor dem König nieder, ihm dieses Unglück anzuzeigen, Friedrich antwortete weiter nichts, als —: „also schreibe ich diese Geschichte noch einmal.“

Wenige Jahre vor seinem Tode sah er einst aus seinem Fenster in Potsdam einen großen Haufen Leute, die alle neugierig an das Schloß hinauf gafften. „Was wollen diese Leute?“ fragte er einen seiner Kammerdiener. Dieser meldete ihm: es sey ein Pasquill gegen Seine Majestät am Schlosse so hoch angeklebt, daß man es kaum von unten lesen könne. Der König antwortete: Man soll das Pasquill herunternehmen, und sofort wieder unten an der Ecke des Schlosses ankleben, damit sich die Leute das Gesicht nicht verdrehen, und den Kopf im Hinausschauen nicht so weit zurück legen müssen.